



Trilby.

(Nachdruck verboten.)

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

24)

„Wo iſt Trilby? . . . Was iſt aus ihr geworden? . . . Sie iſt fort . . . O ſie hat mir einen ſchrecklichen Brief geſchrieben! . . . Wir wollten uns trauen laſſen . . . auf der Geſandſchaft . . . Meine Mutter . . . hat ſich eingemiſcht . . . und der alte, verfluchte Eſel . . . der Unheilſtifter . . . mein Onkel! . . . Die ſind hier geweſen! Ich weiß Alles . . . Warum ſeid Ihr Beide nicht für ſie eingetreten? . . .“

„Ich that es . . . ſo gut ich konnte. Sandy hielt es nicht aus und lief fort.“

„Du, Du hätteſt Dich ihrer angenommen! . . . Haſt Du nicht meiner Mutter beigeſtimmt, daß Trilby mich nicht heirathen ſollte! . . . Du falſcher, falſcher Freund! . . . O, ſie iſt ein Engel — viel zu gut für meinesgleichen . . . das weiß Du wohl. Was ſie von ihrer geſellſchaftlichen Stellung ſagen und dergleichen . . . lauter faules Geſchwäg! Ihr Vater war ganz ebenſo gebildet wie meiner . . . und überdies . . . was ſchere ich mich denn um ihren Vater . . . ſie will ich, ſie, ſie ganz allein . . . ich ſage Euch, ich kann ohne ſie nicht leben . . . ich muß ſie wieder haben! Wir wollten zuſammen in Barbizon bleiben — unſer Lebenlang — ich hätte die herrlichſten Bilder gemalt, wie die andern Leute dort. Wer fragt wohl nach ihrer geſellſchaftlichen Stellung . . . oder nach der ihrer Frauen? Welt und Geſellſchaft ſind bloße Narrrenſpoffen — wie oft haben wir das geſagt und uns vorgehalten. Ein Künſtlerleben hat nichts mit der Welt zu ſchaffen, es ſteht hoch über ihrem niedrigen und gemeinen Treiben. Die Geſellſchaft iſt ein Pfuhl, ein verrotteter, vermoderter Sumpf, der Einem zum Eſel wird, vor dem Einem graut. Das haben wir geſagt und geglaubt. Und jetzt ſoll auf einmal kein Wort davon mehr wahr ſein! . . . Die Liebe geht vor Allen vor — ſie macht Alles gleich — die Liebe, die Kunſt . . . und die Schönheit. Wer denkt bei einer Schönheit wie Trilbys noch an Rang und Stand? Und was iſt denn meine geſellſchaftliche Stellung? — großer Gott! — Keinen Pinſelſtrich thue ich mehr, bis ich ſie wieder habe . . . nein, niemals — ich ſage Euch, ich kann nicht — und ich will nicht! . . .“

So ſchrie und tobte der arme Junge weiter und geberdete ſich wie ein Verzweifelter; er warf Stühle und Staffeleien um und raſte dann wild hin und her in wahnsinniger Erregung.

Um ihn zur Vernunft zu bringen, redeten ſie ihm zu und verſuchten ihm auseinanderzuſetzen, daß Trilby, auch ganz abgeſehen von ihrer geſellſchaftlichen Stellung, weder zur Frau für ihn paſſe, noch zur Mutter ſeiner Kinder u. ſ. w.

Aber es war Alles umſonſt. Er gerieth nur noch mehr außer ſich, ſtammelte unzuſammenhängende Sätze und ſtieß verwirrte Laute aus — der traurige Anblick ſchnürte ihnen ordentlich das Herz zuſammen.

„Gerechter Himmel! ſeid Ihr Beide denn ſo ſteckenrein, daß Ihr Steine auf die arme Trilby werft? Es iſt eine Schande,

eine himmelſchreiende Schande, daß es ein anderes Geſetz für die Frau giebt, wie für den Mann! . . . Die armen, ſchwachen, liebevollen Geſchöpfe, denen die Männer immer nachlaufen, um ſie zu ängſtigen, ſie ins Verderben zu locken und dann unter die Füße zu treten! . . . O, o . . . es macht mich krank . . . es bringt mich um!“ Er rang nach Athem, kreiſchte laut auf und fiel in Krämpfen zu Boden.

Man ſchickte nach dem Arzt. Taffy fuhr mit einer Droſchke ins Hotel de Ville et d'Albion, um die Mutter des kleinen Billy zu holen. Der Kranke lag ganz bewußtlos da; Sandy und Madame Vinard entkleideten ihn und legten ihn auf das Bett des Laird.

Der Doktor kam und bald darauf Frau Bagot mit ihrer Tochter. Es war ein ſehr ernſter Fall. Noch ein zweiter Arzt wurde zugezogen. Man ſchaffte Betten herbei und ſchlug ſie im Atelier auf für die zwei ſchwerbekümmerten Frauen. So endete dieſer Unglückstag, an dem der arme Billy eigentlich hatte Hochzeit halten wollen, wie ſich herausſtellte.

Der Anfall ſchien epileptiſcher Natur geweſen zu ſein. Es entwickelte ſich eine Gehirnentzündung daraus, zu der noch andere Uebel hinzutraten, eine langwierige ſchleppende Krankheit. Viele Wochen vergingen, bis er außer Gefahr war, und auch ſeine Geneſung machte nur allmähliche Fortſchritte und zog ſich ſehr in die Länge.

Sein ganzes Weſen war verändert. Er lag matt und theilnahmslos da und erwähnte Trilby nie, außer einmal, um zu fragen, ob ſie zurückgekommen wäre, ob man wiſſe, wo ſie ſei, ob man ihr Nachricht gegeben habe.

Das war offenbar nicht geſchehen. Frau Bagot hielt es für beſſer, nicht zu ſchreiben, und Taffy und der Laird ſtimmten ihr bei, daß es zu nichts Gutem führen könne.

Frau Bagot trug Bitterkeit im Herzen gegen das Mädchen, welches die Urſache des ganzen Elends war, und Bitterkeit gegen ſich ſelbſt, daß ſie ſo ungerecht urtheilte. Es war eine troſtloſe Zeit für Alle.

Aber das Unglück war noch nicht erſchöpft. Eines Tages im Februar ſuchte Madame Angèle Boiſſe Taffy und den Laird in dem Atelier auf, wo ſie einſtweilen arbeiteten. Sie befand ſich in ſchrecklicher Angst und Sorge.

Trilbys kleiner Bruder war am Scharlachfieber erkrankt und geſtorben. Am Tage nach ſeinem Begräbniß hatte ſich Trilby aus ihrem Zufluchtsort entfernt und ſich nicht wieder blicken laſſen. Seitdem war ſchon eine Woche vergangen. Sie hatte mit Jeannot in Vibraye, einem Dorfe des Bezirks La Sarthe, bei armen Leuten gewohnt, wo ſie mit Waſchen und Näharbeit ihren Unterhalt erwarb, bis ihr Brüderchen krank wurde.

Sie wach nun Tag und Nacht keinen Augenblick von ſeinem Bett, und als er ſtarb, war ihr Schmerz ſo ſchrecklich, daß Alle glaubten, ſie würde den Verſtand verlieren. Am Tage nach der Beerdigung konnte man ſie nirgends finden — ſie war verſchwunden und hatte nichts mitgenommen, niſt einmal ihre Kleider — ohne Abſchied, ohne irgend eine Botſchaft zurückzu-laſſen, war ſie fortgegangen.

Alle Teiche und Brunnen wurden nach ihr durchsucht, auch der Fluß, an dem Vibrage liegt, und der nahe Wald. Taffy fuhr nach Vibrage und fragte dort die Leute aus; er benachrichtigte auch die Pariser Polizei — Alles ohne Erfolg; und jeden Nachmittag ging er mit bange klopfendem Herzen nach der Morgue

Vor dem kleinen Billy verheimlichte man die Nachricht natürlich. Das machte keine Schwierigkeit; er fragte nie nach etwas, sprach überhaupt kaum ein Wort.

Als er zum ersten Mal das Bett verließ und in das Atelier getragen wurde, verlangte er nach seinem Bilde. Der Krug geht zu Wasser. Er sah es eine Weile an, zuckte dann die Achseln und fing an zu lachen — es klang jammervoll — wie das Lachen eines harten alten Mannes, der lacht, weil er sonst weinen würde. Dann sah er seine Mutter und seine Schwester an und erkannte, welche furchtbare Spuren Gram und Sorge in ihren Zügen zurückgelassen hatten.

Ihm war, als erwache er aus einem schweren Traum, als habe ihn der Wahnsinn jahrelang umnachtet, als sei er der Gegenstand endloser Herzensangst und Bekümmerniß gewesen. In seinem armen, wirren Kopf schien es nun endlich wieder klar zu werden; die Erinnerung an so viele nie ermüdende Liebe und Güte, mit der man ihn überschüttet hatte, kehrte zurück, und mit ihr kam die bitterste Reue. Sein herziges Schwesterchen, seine geliebte, vielgeprüfte Mutter — was war denn nur eigentlich geschehen, um ihr Aussehen so zu verändern!?

Er umschlang sie Beide mit seinen schwachen Armen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Lange weinte er verzweiflungsvoll, und als er keine Thränen mehr hatte, schlief er ein.

Als er erwachte, ward er inne, daß sich noch etwas Anderes, tief Trauriges mit ihm zugetragen hatte. Aus irgend einer räthselhaften Ursache war seine Liebeskraft nicht mit dem Bewußtsein zurückgekehrt, sie war fortgeblieben und ihm war, als habe er sie auf ewig verloren und könne sie nie mehr finden — nicht einmal die Liebe zu Mutter und Schwester, auch seine Liebe zu Trilby nicht. Wo das Alles einmal gewesen war, fühlte er jetzt nur noch eine tiefe Kluft, eine schreckliche Debe und Leere

Wahrlich, wenn Trilby auch viel gelitten hatte, so war sie doch auch die unschuldige Ursache furchtbaren Leidens gewesen. Die arme Frau Bagot konnte den Groll gegen sie nicht aus ihrem Herzen reißen.

Doch es ist hohe Zeit, daß ich diesen Theil meiner Geschichte abkürze; sie ist schon viel zu traurig geworden.

Als die wärmere Bitterung eintrat und die Kräfte des kleinen Billy zunahmen, erhielt das Atelier ein freundlicheres Ansehen. Die Betten der Damen wurden eine Treppe tiefer nach einem Raum geschafft, der gerade leer stand, und die Freunde besuchten den kleinen Billy, um ihn und seine Schwester etwas zu zerstreuen.

Taffy und der Laird waren freilich schon die ganze Zeit über Frau Bagots Stab und Stütze gewesen, zwei feste Krücken, ohne deren unschätzbar Hilfe sie sich schwerlich in allen Schicksalswirren hätte aufrecht halten können.

Monsieur Carrel kam jeden Tag, um mit seinem Lieblingsschüler zu plaudern und Frau Bagots Herz zu erfreuen. Auch Durien, Carnegie, Petrolicoconose, Vincent, Antoine, Lorrimer, Dodor und l'Zouzon fanden sich ein. Die beiden Letzteren schienen Frau Bagot ganz unwiderstehlich, sobald sie erst wußte, daß sie Edelleute waren, was kein Mensch vermuthen konnte.

Sie zeigten sich auch wirklich nur von der vortheilhaftesten Seite, und obgleich sie in Allem das schnurgerade

Gegentheil des kleinen Billy waren, hegte Frau Bagot doch fast mütterliche Gefühle für sie und gab ihnen manchen harmlosen, wohlgemeinten Rath, den sie avec attendrissement entgegennahmen, ohne auch nur einen Blick miteinander zu wechseln. Oftmals hielten sie ihr die Wolle und tauschten mit frommen Augenwerdrehen und heuchlerischen Mienen auf Miß Bagots Musik.

Wer Soldat ist und ein lockerer Zeißig, hat es wahrlich gut; er bezoubert und entzückt alle weiblichen Herzen, jung und alt, hoch und niedrig (höchstens mit Ausnahme einiger weiblich gesinnter Mütter heimatthfähiger Töchter). Und während er sich insgeheim über seine Verehrerinnen lustig macht, halten sie Alles, was er sagt, für baare Münze.

Sämmtliche gute Frauen der ganzen Welt haben sich von jeher mit Wonne von diesen windigen, tollkühnen Prahlhähnen zum Besten halten lassen. Man findet es so rührend, daß sie nie einen Heller in der Tasche haben, und glaubt, sie wären jeden Augenblick (selbst in den weichlichsten Friedenszeiten) bereit, ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Ja, sogar einige von den wenigen schlechten Frauen, die es giebt und für die selbst die besten und klügsten unserer Männer oft ihre Seelen verkaufen möchten, haben nur Augen für solche Teufelsterle!

„Mein lustiges Soldatenblut,
Mein kühnes Auge, wohlgemuth,
Ein grünes Wams und blanke Wehr
Hast du gekannt, und sonst nichts mehr
Von mir, mein Lieb, von mir“

Als ob das nicht ganz genug wäre!

Dem kleinen Billy kam es schier unbegreiflich vor, daß diese beiden höflichen, sanftmüthigen und theilnehmenden Söhne des Mars dieselben sein sollten, die damals auf dem Omnibus von St. Cloud mir nichts dir nichts mit aller Welt anbändelten. Er konnte nicht umhin, zu bewundern, wie geschickt sie noch die Heuchelei mit ihren übrigen Lastern verbanden.

Soengali ließ sich nicht blicken, er mußte offenbar nach Oesterreich zurückgekehrt sein, mit Taschen voll Napoleons und großen Hananacigarren und eingewickelt in seinen weiten Pelzmantel, den er den ganzen Sommer über nicht vom Leibe gelassen hatte. Aber der wackere Gocko kam oft und machte himmlische Musik, die für den kleinen Billy wohlthätiger war als alles Uebrige.

Sie half ihm, sich in Gedanken die ganze Liebesfülle vorzustellen, die er im Herzen nicht mehr empfinden konnte. Jedes melodische Tonstück erschien ihm wie ein kühlender, erfrischender Balsam oder wie Manna in der Wüste. Es war sein einziges Gut, das ihm nicht genommen werden konnte, so lange er Ohren hatte zu hören und ein Meister ihm vorspielte.

Der arme Gocko behandelte die beiden englischen Damen de bas en haut, als ob sie Gottheiten wären, sogar wenn sie ihn auf dem Klavier begleiteten. Er bat sie bei jeder falschen Note, die sie anschlugen, um Entschuldigung, ging auf ihre tempi ein — das ist der richtige technische Ausdruck, glaube ich — und machte Trauermärsche aus Scherzos und Allegrettos, um sich gefällig zu zeigen; ja der kleine schwarze Verräther kam sogar mit ihnen überein, daß es Alles so viel besser klinge.

O Beethoven, o Mozart, wendet ihr euch denn nicht im Grabe um?

Später fuhr der kleine Billy bei schönem Wetter mit seiner Mutter und Schwester im offenen Wagen nach dem Bois de Boulogne, wobei Taffy gewöhnlich den vierten Platz einnahm, oder nach Passy, Auteuil, Boulogne, St. Cloud, Meudon — man kann jezt hübsche kurze Spazierfahrten in der Umgegend von Paris machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Spiel in der Schule.

Unter den M.C.-Süßen giebt es wahre „Spielratten“, die sogar in der Schulstube die Spiellust nicht verkneipen können. Sie suchen diese vor Beginn der täglichen Unterrichtszeit und während der kurzen Pausen, welche die einzelnen Lektionen trennen, zu befriedigen, obgleich solche Beschäftigung innerhalb der vier Schulwände unter sagt ist und daher leicht ein „gefühlvolles“ Nachspiel für die kleinen Leute haben kann. In erklärlichem Angstgefühl vor derartigen Folgen wird denn auch von den holden Spröcklingen, sobald der Lehrer sich zeigt, mit verblüffender Geschwindigkeit der Lust ein „End“ gemacht. Sogenannte Bewegungsspiele verbieten sich hier von selbst und so haben sich Unterhaltungs spiele eingebürgert, die beim Sitzen auf der Schulbank betrieben werden können.

Sehr verbreitet, besonders bei Knaben, ist das „Schuffeln“, dessen Ausführung zwei Theilnehmer erfordert. Jeder legt eine neue oder erst wenig gebrauchte Stahlfeder, die Rundung nach oben gerichtet, auf den Schultisch und bemüht sich nun, mit dem rechten Zeigefinger die eigene Feder ruckweise von hinten so zu lenken, daß die Spitze auf die Feder des Gegners kommt. Wenn dies gelingt, der ist Sieger und erhält die „Geschlagene“.

Ein Diszippulus hat sein dicktes Buch mit einigen Wildchen „ausgestattet“, die er zumeist durch „Rieter bieten“ — gegenseitiges Austauschen der Spielereien bei Kindern — erworben. Er animirt seine Nachbarn zum „Stechen“. Den hierzu bereit sich meldenden Kameraden läßt er mittelst einer dem letzteren gehörigen neuen Schreibfeder oder Stednadel in dem fest zusammengedrücktten Schnitt des Buches stechen. Trifft jener nach dreimaligem Versuch nicht auf ein Wild, so verliert er die Feder, bezw. Nadel an den „Wilderfrigen“. Im andern Falle muß dieser das „gestochene“ Kunst- Erzeugniß pflichtmäßig ausliefern.

Beim „Wurf-Federspiel“, das übrigens noch viele andere, willkürliche Benennungen führt, wirft jeder Theilnehmer eine Stahlfeder aus der nach oben gefehrten inneren Handfläche durch einmaligen kräftigen Anschlag der Finger gegen die Unterseite der Tischplatte auf diese hinauf. Fällt die Feder mit der Rückenfläche auf das Brett, so gewinnt sie der Mitspieler. Hat dieser ebenfalls „Rech“, dann wird das Spiel bis zur Entscheidung fortgesetzt.

Da hält ein Kerlchen einen langen Papierstreifen, auf den er alle ihm bekannnten Berufsarten geschrieben, eng ausgerollt in der Hand. „Was kannst Du werden?“, fragt er ein Mitglied der „Massischen“ Gesellschaft, das darauf durch eigenhändigen raschen Zug am Rollenende die Antwort in dem Namen erblickt, der jetzt als Oberster des Verzeichnisses erscheint. Schelmische „Rolleninhaber“ fügen in ein solch' Register wohl auch Thier- und Pflanzennamen ein und lachen vergnügt, wenn der „Zug“ den Mitspieler durch ein wenig erbauliches zoologisches oder botanisches Kompliment überrascht.

Mit Stahlfedern oder Nadeln wird auch auf der Schulbank das „Baar oder Unpaar?“ gespielt. Die Blätter der „vollen“ Schreibhefte werden mit erstaunlicher „Frigidität“ in Pfeife, Spectresser, Knallbriefe, Wasebälge, Zaubertaschen, Sprachrohre u. s. w. verwandelt. Einen „abgegangenen“ Kleiderknopf hat ein Bublein durch Hineinstecken eines Hölzchens zu einem Kreisel gemacht, den er mit sichtlichem Behagen vor sich tanzen läßt. Ein Anderer amüßirt sich mit einem Schmutzrädchen, das er sich ebenfalls aus einem solchen Knopf mit zwei durch dessen Löcher gezogene Zwirn- oder Wollfäden hergestellt hat.

Mädchen spielen gern „Fasseln“. Fünf Steinchen, Bohnen oder Stückchen von Apfelsinenschalen legt die Spielende auf die Tischplatte in bestimmten Entfernungen von einander, wirft einige dann in die Höhe und greift beim Auffangen andere gleichzeitig vom Tische. Mancherlei Geschicklichkeitsproben gilt es hierbei zu bestehen. Glück die angelegte „Tour“ nicht, so kommt die nächste Freundin „dran“. Ebenso ist es beim „Abnehmen“. Dies verlangt ein gegenseitiges „kunstgerechtes“ Uebertragen der „Figur“, welche zwischen den ausgestreckten Händen mittels um die Finger nach gewissen Regeln geschlungenen Fadens gespannt ist, und die sofortige Umwandlung der Figur in eine andere. Jede derselben hat ihren besonderen Namen, z. B. Wiege, Scheere und dergleichen.

Zum „Vogelspiel“ wird die Kante des Schultisches benutzt, auf und unter welche ein möglichst schnellem Wechsel die mit eigenen Papierstückchen bedeckten Fingerringen abbracht werden,

welches Spiel mit dem Herjagen eines entsprechenden Versleins — Kinderreims — begleitet wird.

Unterhaltung sucht man auch im „Briefeschreiben“. Der Inhalt eines solchen an „Fräulein . . .“ oder an „Herrn . . .“ adressirten und von Hand zu Hand bis zum Empfänger beförderten Briefes, ein mehrfach gefaltetes Stück Papier, ist zumeist, wie der echte Berliner sagen würde, der „reene Quatsch“.

Die Schiefertafeln gaben früher willkommene Gelegenheit zum „Klipp, Klapp, Mählespiel“. Sie ermöglichten schnelles Auslöschen der dabei üblichen Zeichen behufs deren Eintragung in andere Fächer der gezeichneten Kreuzfigur. Das allmähliche Verschwinden der Schiefertafeln hat dieses Spiel von der Schulbank verdrängt. Ab und zu wird es wohl noch mit Hilfe der Kreide und Tischplatte, eines Buchdeckels oder einer Mappenfläche gespielt.

Natürlich werden auch zum Spielen die diesbezüglichen neuesten „Erfindungen“ in das Schulzimmer geschmuggelt, sowie die beim Einkauf von Schreibzeug nicht selten bewilligten „schönen“ Zugaben. Ordnet der Lehrer unerwartet ein „Auspacken“ der Kleidertaschen und Mappen an unter Androhung einer empfindlichen Bestrafung bei etwaiger Verheimlichung, dann wird es den kleinen Sammlern ganz eigen um's Herz. Erleichtert athmen sie erst auf, wenn der Gestrenge nur die ausgeframtten „Karitäten“ konfisziert und erklärt, „für diesmal“ von „aufbringerlichen“ Beweisen seines Mißfallens abzusehen, um nach einiger Zeit die „Schätze“ wieder zurückzugeben. Die Eltern aber werden aus erzieherlichen Gründen gut thun, hin und wieder selbst eine solche Revision bei ihren Neulingen vorzunehmen und sie in zweifelhaften Fällen zu befragen, auf welche Weise sie in den Besitz dieses oder jenes Gegenstandes gelangt sind.

Allerlei.

Das Glück der Frauen. Der Statistiker mit ihren nüchternen, trockenen Ziffern ist nichts heilig, sie weiß Alles, sie berechnet selbst die abstraktesten Dinge. Das neueste Rechenexempel gilt dem Glück der Frauen, und keine geringere Capacität ist es als die Frau Lombroso's, die das „Glück“ berechnet hat. Sie fragt vor Allem, ob der Mann oder die Frau mehr das „Zeug“ in sich hat, wirklich glücklich zu sein, und kommt zu folgendem Resultat: Die Frau ist die Glücklichere. Die Begründung stützt sich auf Zahlen. Sie hat es bei Hunderten gründlichst zu erforschen gesucht, und für sie sprechen Ziffern einzig und allein die glaubwürdigste Sprache. Hören wir, wie sie das Glück auf hundert Frauen vertheilt: Vollkommen glücklich hat sie nur neunzehn gefunden; diese hatten Alles, was ihr Herz verlangte, Glück in Allem. Zweieundwanzig Frauen müssen sich von diesem Hundert schon mit einem Mittelglück begnügen, das heißt, ihr Dasein ist erträglich, sie führen ein Leben, das trübe und sonnig, sonnig und trübe ist, in der Ehe und in der Gesundheit. Neunzehn weibliche Wesen gehören ganz und gar dem Unglück an. Sie haben Schiffbruch gelitten im Leben, in der Ehe, in ihrem Berufe — was sie unternahmen, schlug ihnen fehl. Nach Frau Lombroso strebt aber das Frauenglück einer Besserung zu, und es bleibt nur noch abzuwarten, wie die Rechnung in den nächsten 20 Jahren ausfallen wird. Die Männer weisen, nach ihrer Beobachtungen, weit mehr Unglückliche auf, was auf Erbgang und Muthmuth zurückgeführt werden muß; auch sind die armen „Herrchen der Schöpfung“ sonst noch übler daran als die Frauen — denn ihre Rechnung verschlimmert sich von Jahr zu Jahr — so meint Frau Paola Lombroso.

Eine Vogelidylle. Eine Leserin schreibt dem „B. L.“: „Das Fenster meines Zimmers befindet sich an der Mauer eines Nebenbaues, welches ein niedriges plattes Dach hat. Auf diesem Dache hatte der Nachbar des Hauses eine junge, noch nicht selbstständige Krähe gefangen, in ein Vogelbauer gethan und dieses auf das Dach gesetzt. In kurzer Zeit wurde ich durch ein jämmerliches Gepiepe, das die kleine Krähe von sich gab, an das Fenster gelockt. Es dauerte nicht lange, so versammelten sich vielleicht zwanzig bis dreißig alte Krähen, darunter wahrscheinlich auch die Eltern, erhoben einstimmig ein Geschrei, ein Plappern, ein Schlagen mit den Flügeln, guden ins Gebauer, rüttelten daran mit den Schnäbeln und Flügel und wollten gewiß das junge Thier befreien. Denn sie pickten immer umherfliegend an dem Thürchen und sprachen in ihrer Sprache mit dem verlorenen Kinde. In kurzer Zeit flogen einige Krähen fort und brachten in ihren Schnäbeln kleine Stückchen Futter; obwohl die kleine eingesperrte Krähe selbstverständlich genug Futter hatte, so pflagten sämtliche alten Krähen die junge Krähe. Jeden Tag flogen zwanzig bis dreißig Stück auf einem anderen hohen Dach, warten, bis der junge Vogel seine lauten Zeichen giebt; dann fliegen sie mit großer Unruhe und lautem Geschrei herbei und beginnen mit rührender Zärtlichkeit die Pflege, stecken den Schnabel in den Zwischenraum des Gebauer's, das von kleinen Holzstäben gemacht ist, und sprechen in ihrer Sprache Anst und Sorae aus. Jeden Morgen habe ich

jezt die Freude, das Thun und Treiben der klugen Thierchen zu beobachten.

Die reichsten Männer der Welt. Immer wieder beschäftigen sich Leute, die an vielfältigen Ziffern besonderes Entzücken haben, mit der Statistik der Reichthümer bekannter Millionäre. Eine neue Statistik der reichsten Leute der Welt liegt nun vor. Danach nimmt unter allen Millionären den ersten Platz der chinesische Vicekönig Li-bung-tchang ein mit einem Vermögen von 2000 Millionen Mark. Ihm folgen die Amerikaner John D. Rockefeller, der sich sein Vermögen von 800 Millionen Mark hauptsächlich in der Standard Oil Company errang, Cornelius Vanderbilt senior mit 480 Millionen Mark und William Waldorf Astor, der jetzt in England seine 480 Millionen dem Prinzen von Wales zur Verfügung stellt und sich um die Hand von dessen Tochter bewirbt. Diesen Vieren schließen sich der deutsche „Kanonenkönig“ Friedrich Alfred Krupp mit 472 Millionen an, der junge Amerikaner George Gould, ein smarter Geschäftsmann, der das Geld seines Vaters zusammenzubalten versteht, mit 400 Mill. und der englische Duke of Westminster, bekannt durch seinen wunderbaren Stadtpalast Grosvenor House in London, der eine der ausserlebens Gemäldegalerien der Welt enthält, mit 400 Millionen. Den Schluss bilden John Jacob Astor, der in New-York den Ton angiebt und im Gegensaß zu William Waldorf Astor seine 320 Millionen in Amerika behält, Freiherr von Rothschild, der gegenwärtige Chef des Bankhauses Rothschild, mit 320 Millionen und der geschäftlich mit Gould eng verbundene und in seinen Lebensansprüchen äußerst sparsame Amerikaner Russell Sage mit 160 Millionen.

Was der Chinese glaubt. Dem Aberglauben der Chinesen widmet der frühere deutsche Gesandte in Peking, M. v. Brandt, im Juniheft der Internationalen Revue „Cosmopolis“ einen interessanten Aufsatz. Brandt erzählt, daß es wohl keine Form des Aberglaubens giebt, die in China nicht verbreitet wäre. Schlange, Tauiendfuß, Skorpion, Kröte und Eidechse personifizieren als die fünf Arten des Böses die bösen Einflüsse und sind besonders den Kindern gefährlich; mit Schippe und Beien werden sie wie Krankheiten aus dem Hause ausgekehrt. Fuchs, Hirs, Ratte, Igel und Schlange gehören zu den sogenannten fünf großen Familien, d. h. Feengeschlechtern, die übernatürliche Kräfte besitzen und die Menschen foppen, necken und schädigen. Der Glaube an den bösen Blick und die Furcht vor dem Reide der Götter sind weit verbreitet. Jeder Fremde, wie überhaupt Jeder, der hellere Augen und spielende Kinder werden oft von ihren Eltern zurückgerufen, wenn ein solcher sich ihnen nähert. Um dem Reide der Götter zu entgehen, werden männliche Kinder, besonders wenn nur eines in der Familie vorhanden ist, häufig in Mädchenkleider gesteckt, weil man annimmt, daß weder Mensch noch Geist sich um ein so werthloses Geschöpf, wie ein Mädchen es ist, kümmern werde. Die Seele verläßt den Körper und kehrt nach längerem Aufenthalt in der Unterwelt, wo sie vielleicht vor dem Höllentrichter zu erscheinen hatte, in ihre alte Wohnung ober, falls dieselbe etwa in der Zwischenzeit durch Begraben unrettbar geworden sein sollte, in eine andere gerade leer gewordene zurück. Körperlose Geister gehen um und suchen nach einem Opfer, das sie tödten können, um einen Ertrag zu finden und dann selbst wiedergeboren zu werden. In der Geister- oder Unterwelt besteht dieselbe Beamtenhierarchie wie in der oberen; gute Menschen werden nach ihrem Tode Amtsdienner, Magistrats, Richter u. s. w. in der Geisterwelt und werden mit der Verwaltung eines auf der Oberwelt gelegenen Distrikts betraut, wo sie bösen Einflüssen entgegen zu wirken, Tugend zu belohnen und Laster zu bestrafen haben und sich manchmal ihren Kindern, Verwandten und Freunden zeigen dürfen. Ströme, Seen und Wälder sind von Geistern bevölkert; in jeder Blume, in jedem Baum wohnt eine Fee; ein Ameisenhaufen ist ein Reich mit Königin, Königin und einer reizenden Prinzessin, die der Glückliche heimführt, der das Land vor dem Feinde, der es bedrohte, einer Schlange, gerettet hat. Kraune und Incuben treiben ihr Wesen, Fische ihr Spiel, Schlangen betören in Frauen-gestalt die Männer, die sich ihnen leichtsinnig nähern, die Götterbilder steigen von den Altären herab und trinken und spielen mit den Menschen, und eine gefühlvolle Schutzgöttin reicht auch wohl einem Sterblichen die Hand; kurz, China ist so bevölkert von überirdischen Wesen, wie Griechenland dies zur Zeit der höchsten Blüthe des Heidenthums war. Wo so viele übernatürliche, zum großen Theil feindliche Kräfte die Ruhe des Menschen bedrohen, ist es natürlich, daß man sich nach Mitteln umsieht, die vor ihnen bewahren oder von ihnen befreien können. Wie überall hat man diese Mittel im Glauben gesucht und im Aberglauben gefunden. Es ist daher erklärlich, daß in China den Priestern oft die Rolle des Exorcisten zufällt. Ihre Waffen sind das Schwert und der Fliegenwedel, die auch die Symbole von zwei der acht Unsterblichen (Genien) der Sekte sind. Wo sie nicht persönlich einschreiten können, thun sie es mit Amuletten und Zauberprüchen, die auf Papier geschrieben und mit allerhand Stempeln versehen an die Thüren, Fenster und Wände geklebt oder auch verbrannt und in Wasser aufgelöst innerlich eingenommen werden. An der Spitze der taoistischen Exorcisten steht der taoistische Paph, wie er oft genannt wird, Chang Tien-shi Chan, der Lehrer des Himmels, der das Schwert vom Himmel erhalten hat und seine Abstammung wenigstens geistig von dem berühmten taoistischen Patriarchen Chang Tao-ling ableitet, der im

Jahre 34 n. Chr. in der Provinz Chetiang geboren wurde und im Alter von 123 Jahren zum Himmel aufstieg, um sich dort der Unsterblichkeit zu erfreuen. Chang Tao-ling's Nachkommen, resp. später die eines seiner Schüler, Kau Kien-che, sind noch heute im Besitz der Würde als Ober-Exorcisten und Vertreter der höchsten taoistischen Gottheit auf Erden. Viele Herrscher verschiedener Dynastien haben den Tien-shi mit Ehren und Reichthümern überhäuft; er residirt, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten gelebt haben, auf dem Lung tschan, dem Drachen- und Tiger-Berg in Kiangsi, und obgleich der Tempel, der sein Palast war, von den Taipings zerstört wurde, ist er doch schon wieder in alter Pracht aufgerichtet worden. Einen besonderen Schmuck seiner Residenz bilden ganze Reihen großer irdener Töpfe, deren Deckel mit Zetteln voll magischer Zeichen verklebt sind. In diese Gefäße haben er und seine Vorfahren die von ihnen ausgetriebenen bösen Geister gebannt, wie König Salomo dies zu thun pflegte. Auch der gewöhnliche taoistische Priester sängt dergleichen Gesellen, die sich in Dampf verwandeln, in eine Kübissflasche ein, die er dann sorgfältig zukorkt, ganz wie sein arabischer Bruder in Taufend und Tausend Nacht. Jetzt soll sich die Würde des „Lehrers des Himmels“ durch Wiedergeburt fortleben wie bei den geistlichen Häuptern der lamaistischen Hierarchie. Zu Zeiten geistiger Epidemien, wie z. B. 1876, als Papiermännchen ihr Wesen trieben, Erwachsenen und Kindern die Köpfe abschnitten, Kühnern die Federn ausriffen und als Alpe die Menschen plagten und manchmal tödteten, pflagten die taoistischen Exorcisten goldene Ernten zu halten und Millionen von papierernen Amuletten zu verkaufen, auf denen gereimte Sprüche und unleserliche Zeichen stehen. 1876-1877 gab es fast kein Haus, an dem nicht mehrere solcher Papiere angeklebt gewesen wären, und Kinder, aber auch Erwachsene, trugen dieselben häufig um ihre Köpfe gewickelt. Gleiches berichten katholische Missionare von einer ähnlichen Epidemie 1769. Den Behörden war 1769, wie 1876, die Sache um so unangenehmer, als sie politische Motive dahinter witterten, da bekanntlich der Pöbel für den Chinesen gewissermaßen das Zeichen der Unterwerfung unter die mandchurische Dynastie ist, durch die er eingeführt wurde.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Ägypten und Griechenland** sind es, die der große Globe-Trotter, Baron von Korf, in dem vierten Bande seiner Weltreise uns in brennenden Farben vor das Auge stellt und mit den Pöngstingstrahlen seines Geistes verluftirt. Gerade jetzt, wo die aufgerüttelten Zustände im Orient und besonders in Griechenland wieder ihrer festen Wafel zutreiben, wird dieses Bändchen von etwa 190 Seiten allen Liebhabern erster Erkenntnis aus dem Hintergrunde kurzweiliger Betrachtung hochwillkommen sein. Aden, Djadda, Suez, Port Said, Sairo, der Nil bis hoch hinauf, der Pyreus, Athen, Missolonghi, Patras, Korfu passiren Revue wie ein Panorama und so kann man mit diesem Bande zur Hand in bester Gesellschaft auf einer Reise etwa im Ozean eine zweite machen im Mittelmeer. — Das Buch ist elegant gebunden und zu dem billigen Preise von 3 M. durch alle Buchhandlungen und direkt vom Deutschen Druck- und Verlagshaus, Berlin SW. 68, zu beziehen.

— **Georg Hermann: Modelle.** F. Fontane u. Co., Berlin W. Preis 1 M. „Eine Reihe kleiner, ureinfacher Skizzen-Weder hoch zum Himmel strebende Gedanken, noch sehnfüchtelnde Liebesträume. — Nur das Leben — das plumpe Leben, wie man es täglich um sich sieht, in seiner ganzen lachenden Robheit, in seiner ganzen weinenden Freude. Hier war es ein Kopf, dort ein scharfgeschmittenes Profil, dort eine Augenblicksstimmung, die mich reizte, sie mit wenigen flüchtigen Strichen festzuhalten.“ Mit diesen Worten leitet der Autor sein Werk ein, das eine Reihe ebenso interessanter Motive als scharf beobachteter Situationen prägnant zum Ausdruck bringt. — Auf alle Fälle haben wir es hier mit einer originellen Arbeit zu thun. Den oberflächlichen Leser wird sie ein Stündchen angenehm unterhalten und stellenweise herzlich lachen machen; andererseits bietet das Büchlein tieferen Naturen eine Fülle von Anregungen. — In satyrischer Fassung findet man manchen ersten Gedanken und bittere Wahrheiten; das Ganze mildert ein wohlthuerender Humor.

— **Dur und Roll.** Novellen und Erzählungen von Waldemar Fey. In seinem Kalikoheftband 3 M. Verlag von Friedrich Emil Berthes in Basel. — Unsere Novellen-Literatur ist heute vielfach zu leicht. Es fehlt der gemüthvolle Ton, der aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht. Hier liegt dagegen ein Buch vor, das verdient in allen deutschen Häusern gelesen zu werden, und das auch die Mütter unbedenklich ihren Töchtern in die Hand geben können. Gemüth, Liebe, Treue, Vergebung, diese echt deutschen Empfindungen in einer einfachen, aber schönen Sprache zum Ausdruck gebracht, klingen von Anfang zum Ende durch das ganze Bändchen hindurch und erwärmen das Herz des Lesers. Einzelne Geschichten sind strahlende Perlen.

Verantwortl. Redakteur: Alfred Sebeling. Rotationsdruck und Verlag von Otto T hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.